

Nochmals Wettbewerb "Samen-Mauser" in Zürich

Autor(en): **Steinebrunner, Walter / Barro, Robert R. / Risch, Gaudenz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **82 (1964)**

Heft 34

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als Professor der Techn. Hochschule Giza und Dekan der Techn. Fakultät der Universität Kairo. 1937 in die Heimat zurückgekehrt, entfaltete unser Kollege, der auch den S. I. A. präsidiert hatte und Ehrenmitglied der G. E. P. wurde, eine fruchtbare Tätigkeit als beratender Ingenieur, die ihn oft auch ins Ausland führte. Grosse Dienste hat er der IVBH geleistet, deren Präsident und Ehrenpräsident er war; die Universitäten von Zürich und Kairo haben ihn mit dem Ehrendoktorat ausgezeichnet.

Die Schweiz. Bauzeitung hat dem Jubilar besonders viel zu verdanken. Aus eigenem Antrieb hat er den Kontakt mit ihr schon

1903 aufgenommen, als er über den Bau der Talsperre in der Schlucht des Drac bei Avignonnet¹⁾ berichtete, und er hat ihn seither bis auf den heutigen Tag nicht erkalten lassen. Ausser den ungezählten Aufsätzen aus seiner Feder dankt sie ihm für freundschaftlichen Rat in manchen fachlichen und auch andern Angelegenheiten, haben ihn doch sein lauterer Charakter und sein gutes Herz zu einem trefflichen Freund werden lassen. So wünschen wir ihm ein weiterhin erfülltes otium cum dignitate! W. J.

¹⁾ Bauleiter war dort der Vater des heutigen G.E.P.-Präsidenten, Ing. Giovanni Casella.

Nochmals Wettbewerb «Samen-Mausier» in Zürich

Hierzu Tafeln 30 u. 31

DK 711.524

Wettbewerb für das Haus «Samen-Mausier» enttäuschend?

Wer sich an der heutigen Durchschnittsarchitektur nicht mitverantwortlich fühlen muss, ist privilegiert. Als Laie ist er aber verpflichtet, nicht nur über die grotesken Amputationen und Anstückelungen, denen unsere Stadt unterzogen wird, zu klagen, sondern auch die Kunst, wo sie sich von den modischen Manierismen des Architekturbetriebs löst, zu erkennen und zu würdigen.

Menschlich-städtebauliches

Nicht einem umfassenden Plan folgend, sondern als Abbild des organisch aufbauenden Denkens unzähliger Generationen ist die ummauerte Turm- und Flussstadt zur ersten grossen städtebaulichen Konzeption Zürichs geworden. Drei weitere bedeutende städtebauliche Ideen haben das Wachstum der Stadt auch noch im 19. Jahrhundert überschaubar erhalten:

- Die Geschäftsader, die durch das «Tor» des Bahnhofs mit der Welt verbunden ist,
- die Hügelstadt der Hochschulbauten und
- die weite, rhythmische Uferbebauung, die den Einschluss des Sees in den Stadtorganismus vollzog.

Dem baulichen Chaos des 20. Jahrhunderts liegt das Fehlen neuer und die Missachtung der bestehenden Konzeptionen zugrunde. Der organisch gewachsene Teil der Stadt, einst für weniger als 100 000 Einwohner geplant, muss heute den Hunger nach Harmonie und Schönheit von über einer halben Million Menschen befriedigen, die mehr oder weniger wurzellos die Aussenquartiere bevölkern. Mag sich der Mensch während der Arbeit und zuhause mit der Befriedigung seiner physischen und hygienischen Bedürfnisse begnügen, in seinen festlichen Stunden drängt es ihn instinktiv aus seiner amöboiden Umgebung in das «Quellgebiet» der Stadt, wo er gleichsam in einem nach seinem Mass gestalteten Theatrum agieren kann.

Vor dem Hintergrund dieser Problematik erscheinen Ausdrücke wie «Altstadtsanierung», «Erhaltung und Neugestaltung der Altstadt» als kleinlich, der Tragweite der gestellten Aufgabe nicht angemessen. Es geht nicht um museale Erhaltung oder «dezent» Neugestaltung der mittelalterlichen Stadt, sondern um das Überdenken aller der städtebaulichen Konzeptionen, die den organischen Teil unserer Stadt prägen; um das Wiederauffüllen dieser Gefässe mit künstlerischer Architektur, wo sie durchlöchert und geleert worden sind; um ihre Wiederherstellung, wo sie gänzlich zerstört worden sind. Es gilt, dem Menschen den Eintritt in sein Theatrum so leicht als möglich zu machen, Ansprüche an das Quellgebiet, die sich zwischen Mensch und Architektur schieben, abzuweisen. Es gilt, die Lücken, welche geschlagen worden sind, so auszufüllen, dass sich der Einzelne seiner Bedeutung als Glied zwischen Überlieferung und Zukunft wieder bewusst wird, dass er angeregt wird, selbst mitzuhelfen – und sei es nur durch seinen staatsbürgerlichen Willen – im Quellgebiet die Kontinuität zwischen gestern und morgen zu bewahren. So wird einmal von der organischen Stadt eine Regeneration ausgehen können, welche in einer grossen städtebaulichen Vision die heute noch amorphen Quartiere der äusseren Stadt zu neuen Quellgebieten zusammenweisst.

Wenn wir zugeben, dass die grösste und schwierigste Aufgabe der Architektur heute in der Rettung des Quellgebietes besteht, damit die Stadt nicht als Ganzes strukturlos werde, so erkennen wir auch die Bedeutung des Wettbewerbs «Samen-Mausier»¹⁾ als Versuch, eine Aufgabe aus einem fast unübersehbaren, brennenden Fragenkomplex konkret

¹⁾ Siehe SBZ 1964, H. 9, S. 146.

durchzudenken. Dem SWB vorzuwerfen, er hätte Probleme gesucht, wo sie auf lange Zeit hinaus zufriedenstellend gelöst worden seien, ist unverständlich: Von den erwähnten grossen vier städtebaulichen Visionen Zürichs sind heute drei, darunter auch die Flussstadt, mehr oder weniger weitgehend zerstört. Die Architektenplanungsgruppe «Limmtraum» hat denn auch die Wiederherstellung der Flussstadt als dringende Aufgabe erforscht und eine Lösung skizziert (Tafel 31).

Ein Lichtblick

Gleichsam als durchgeführtes Detail in dieser Skizze haben die drei erstprämiierten Projekte des Wettbewerbs «Samen-Mausier» gezeigt, wie der Rhythmus von Bauplastik und Wasser im Flussraum unserer Stadt mit den besten, ungezähmten Mitteln moderner Architektur in seiner ursprünglichen Spannung wiederhergestellt werden kann. Dass diese Probe an einer Stelle gewagt und bestanden wurde, die ihre alten, anspruchsvollen Massstäbe noch besitzt, macht sie um so wertvoller. Robert R. Barro (H. 9, S. 150) würdigt diese Leistungen herab, stellt Bauten als Vorbilder hin, die sich «dezent» in die Umgebung einpassen, indem sie im besten Falle der Fassadengliederung der Nachbarbauten etwas abschauen. In unserer Sprache heisst das: Man stellt Bauten als Vorbilder hin, die der Plastizität der Umgebung nichts eigenständig Ebenbürtiges zur Seite stellen können und sich daher hinter der Übernahme von Äusserlichkeiten verschanzen. Den bedeutendsten Brückenkopf des alten Zürich mit taktvoll gebänderter («Bollerei» – «Seehof») oder getupfter («Modissa») Architektur zu bestücken, hiesse die Durchlöcherung des Stadtorganismus ein wichtiges Stück weitertreiben.

Die besten Lösungen des Wettbewerbs «Samen-Mausier» bedeuten denn auch eine Wende von der langweiligen Defekterneuerung der jüngsten Vergangenheit zu einer echten Blutauffüllung, weil sie zeigen, dass gute Bauten sich nicht an die Details der Nachbarbauten klammern müssen, sondern dass sie der bestehenden Architektur geistig gewachsen sind, indem sie der städtebaulichen Idee der Umgebung schöpferisch folgen.

Messen wir den Begriff der Funktion im ästhetischen, künstlerischen Bereich (was wir in diesem unersetzlichen Kernstück der Stadt tun müssen), so sind die drei besten Projekte des Wettbewerbs ohne Zweifel funktionell. Gerade weil sie das Ökonomische im übergeordneten Rahmen einer architektonischen Leistung befriedigen, haben sie es nicht nötig, den lauten, strapazierten Kult des «Funktionalismus» mitzubetreiben, der kleinen Geistern zur Verschleierung ihres künstlerischen Versagens gute Dienste leistet.

Die Situation an der Gemüsebrücke ist monumental: sie hat an Jahrhunderte zürcherischer Geschichte zu erinnern. Die besten Projekte des Wettbewerbs sind aus dem Eingehen auf diese Situation entstanden. Auch der vielgeschmähte Architekt der Fleischhalle war schon im 19. Jahrhundert dieser Situation gewachsen gewesen. Robert R. Barro hat sie nicht verstanden: er wirft dem erstprämiierten Projekt «willkürliche Zersplitterung des Baukörpers» vor, weil es die plastische Situation der Umgebung weiterführt und nicht verwässert. Er beanstandet die «dick aufgetragene Romantik», «die mittelalterliche Attrappe» des zweiten Preises, weil er nicht gemerkt hat, dass es sich um einen Umbau handelt, dass die Geschlechtertürme in der heutigen Baumasse vorhanden sind und daraus herausgelöst werden. Er spricht beim dritten Preis von «übertriebener Monumentalität», weil er in simpel verstandenem Funktionalismus nur Beziehungen zwischen einem Hotelzimmer und dessen Ausdruck in der Fassade sucht und die reiche Vergangenheit des Hotels Schwert, seine bauliche und geistige Bedeutung im Zentrum Zürichs nicht erkennt.

Das ökonomische Denken hindert uns leider daran, für die blutlosen Bauten, die sich in den letzten Jahrzehnten «ungezwungen» in die Altstadt eingefügt haben, Neubaubewerbe, nicht fiktive, auszuschreiben.

Adresse des Verfassers: *Walter Steinebrunner*, Wasserwerkstrasse 31, 8006 Zürich

Der «Samen-Mausier»-Wettbewerb ein Lichtblick?

In meinen Betrachtungen zum Samen-Mausier-Wettbewerb hatte ich mich darauf beschränkt, auf die Fragwürdigkeiten der Veranstaltung und ihrer Ergebnisse hinzuweisen: Die Entgegnung von *Walter Steinebrunner* gibt mir nun Anlass, mich mit dem geistigen Hintergrund auseinanderzusetzen, der in meinen Augen zu den geschilderten Fehllösungen geführt hat. Wenn nicht ausdrücklich als Sprachrohr der Wettbewerbsveranstalter und -preisträger sowie der Mitglieder der Architektenplanungsgruppe «Limmatraum» (welche übrigens grösstenteils identisch sind) identifiziert sich der Genannte doch mit diesem Kreis so weitgehend, dass seine Ausführungen die dort herrschenden Auffassungen widerspiegeln dürften.

Grundsätzlich geht es darum, dass die betreffende Gruppe die Meinung vertritt, dass eine Altstadt nicht «museal» erhalten und auch nicht «dezent» neugestaltet, sondern stets zeitgemäss erneuert werden soll, um so, als sogenanntes «Quellgebiet», eine aktive Kontinuität zwischen gestern und morgen zu bewahren. Gegen diese Absicht ist nichts einzuwenden, wohl aber gegen die bisherigen konkreten Vorschläge. Jede Altstadt hat nämlich ein bestimmtes, unverwechselbares Gesicht, dessen Züge auf unzählige Arten mit der Lokalgeschichte, der Mentalität der Bevölkerung, ja mit dem Wesen der Einwohner verwoben sind. Bedeutet für ein Altstadtgebiet die «museale» Erhaltung möglicherweise einen Verlust an Lebendigkeit und die «dezent» Neugestaltung unter Umständen eine Einbusse an Charakter, bildet eine der blossen Modernität zuliebe vorgenommene Erneuerung mit aller Bestimmtheit einen gefährlichen Eingriff, dessen Folgen unabsehbar sind. Weil in einer Altstadt Barock und Biedermeier neben Gotik und Renaissance stehen, soll man daraus nicht schliessen, dass man unbekümmert Modernes hinzufügen darf. Mögen die historischen Stile jeweils andere Formen aufweisen, eines haben sie gemeinsam: die dem in damaligen Zeitgeschehen fest eingeordneten künstlerischen Schaffen [zu verdankende *Sicherheit des Ausdrucks*]. Diese innere Selbstverständlichkeit, die allein ein erträgliches Nebeneinanderstehen verschiedenartiger Bauten gestattet, ist heute nicht mehr spontan zu erwarten, sondern sie muss sorgfältig erarbeitet werden, und dafür bietet eine bewusst als solche betriebene Modernisierung zu wenig Gewähr.

Für diese Gefahr ist der kürzlich erfolgte Vorschlag der erwähnten Architektenplanungsgruppe für die Wiederherstellung des Limmatraumes ein sprechendes Beispiel. Sicherlich haben die vorangehenden Dezennien schwere Sünden hinterlassen, die es nach Möglichkeit zu korrigieren gilt. Die vor allen Dingen störenden Verkehrsbauten jedoch waren – zumindest in der Optik der Entstehungszeit – letztlich sachlich begründet, was man von allen Zutaten, Freitreppen, Brüstungen und Prellsteinen, vertieften Restaurants und schwimmenden Verpflegungsstätten, mit welchen der Limmatraum «wiederhergestellt» werden soll, nicht behaupten kann. So sehr das Flanieren heute hoch im Kurse steht und so sehr die gegenwärtig eingeführte englische Arbeitszeit tatsächlich nach vermehrten Verpflegungsmöglichkeiten rufen mag, die, vom Standpunkt des Benützers aus, verständlicherweise mit Vorteil im Limmatraum stünden, so wenig entspricht die sich daraus ergebende Messebodenstimmung dem zum Glück noch erhaltenen eher puritanischen Grundcharakter der Zwinglistadt. Die Vermutung liegt daher nahe, dass die – übrigens kaum zu erwartende – integrale Verwirklichung des erwähnten Vorschlages zur vermeintlichen Wiederherstellung des Limmatraumes das Gesicht der Altstadt noch schwerer entstellen würde, als alle bisherigen Missetaten des Verkehrs, des Geschäftssinnes und des sonstigen Unverständnisses. Das will natürlich nicht heissen, dass nicht mitunter interessante Anregungen gemacht worden sind, die sich, vereinzelt und auf ein richtiges Mass zurückgebracht, durchaus verwirklichen lassen dürften. Das Ganze ist aber eine Sache des Taktes und der inneren Rechtfertigung, die sich nicht mit lauttönenden Manifesten bewerkstelligen lässt.

Der Fall Samen-Mausier liegt nun ganz ähnlich. Wenn *W. Steinebrunner* schreibt: «Die Situation an der Gemüsebrücke ist monumental. Sie hat an Jahrhunderte zürcherische Geschichte zu erinnern», verkennet er einen der wesentlichen Züge des zürcherischen Charakters, die puritanische Nüchternheit. Sozusagen alle geschichtlichen Bauten

der Stadt Zürich wirken im Verhältnis zu ihrer Bedeutung und zu derjenigen ihrer Erbauer verhältnismässig bescheiden. Dies gilt auch für das Rathaus, einen einfachen Kubus unter einem einfachen Walmdach mit einem Minimum an dekorativem Aufwand für ein Gebäude dieser Gattung und mit mehr Anklängen an bürgerliche Bauten als an wichtigende fremde Paläste.

Die typisch zürcherisch-nüchterne Prägung der Altstadt im allgemeinen und die Lautlosigkeit des benachbarten Rathauses im besonderen gebieten meines Erachtens für einen Neubau anstelle des Samen-Mausier-Gebäudes um so mehr Zurückhaltung, als die nächste übrige Umgebung – bis auf das Hotel «Storchen» – anspruchsvoll zufällig ist. Wenn *W. Steinebrunner* von der «Plastizität der Umgebung» oder vom «Rhythmus von Bauplastik und Wasser im Flussraum unserer Stadt» spricht, welcher «mit den besten ungezähmten Mitteln der modernen Architektur in seiner ursprünglichen Spannung wiederhergestellt werden kann», erweckt er falsche Vorstellungen. Landschaftliche oder stadtbildliche Einfügung sind nämlich neuere Begriffe, die den Erstellern der alten Uferbebauung so gut wie unbekannt waren, wodurch die Bauten eben ungezwungen und unpräzise wurden. Ein Bau im historischen Limmatraum, lediglich oder vorwiegend um «die plastische Situation der Umgebung weiterzuführen» (*Steinebrunner*), ist daher völlig fehl am Platz. In dieser Umgebung können z. B. die formalistischen Bautenkaskaden auf der Nordseite des erstprämiierten Projektes nicht anders als deplaziert wirken.

Auch «der städtebaulichen Idee der Umgebung schöpferisch folgen» wie *W. Steinebrunner* es empfiehlt, will inmitten reiner, ganz verschieden entstandener Zweckbauten praktisch nichts heissen, auf alle Fälle nicht, im zwanzigsten Jahrhundert Familientürme wieder herstellen, auch wenn einige Mauern davon irgendwo versteckt erhalten sein mögen. Ob unter den gegebenen Umständen von einem «Umbau» und von einem «Herauslösen» der Geschlechtertürme die Rede sein darf?

Nebenbei bemerkt hatte ich in meinem seinerzeitigen Kommentar das Vorgehen als solches nicht nur nicht beanstandet, sondern durchaus positiv anerkannt, schrieb ich doch von «gesundem Empfinden und von kluger Überlegung». Ich fragte mich lediglich, warum das Ergebnis «derart überspitzt formuliert werden musste, dass es fast einer Karrikatur gleichkam». Dabei war ich nicht allein dieser Meinung, denn es hiess auch im Beitrag des damaligen Preisrichters *R. A. Wagner* ausdrücklich: «Bedauerlich ist die etwas theatralische Pose, in der das Projekt vorgetragen wird». Wenn jemand etwas nicht «merkt», so ist es wohl *W. Steinebrunner* selber, wenn er meine auf die stilistische Haltung des Projektes beschränkte Kritik mit der mir zugemuteten Unfähigkeit im Planlesen in Zusammenhang bringt.

Auf was ferner *W. Steinebrunner* seine Behauptung stützt, «ich erkenne die reiche Vergangenheit des Hotels Schwert, seine bauliche und geistige Bedeutung im Zentrum Zürichs nicht» ist mir nicht ersichtlich. Im Gegenteil bin ich der Meinung, dieses Sachverhaltes völlig bewusst zu sein, wenn ich vermeiden möchte, dass man ihn als Vorwand missbraucht, um offensichtlich falsche Auffassungen zu begründen. Ist eine Situation «monumental» (nach *Steinebrunner*), dann gehört kein Zweckbau, sondern ein Monument hin. Wenn aber aus unumstösslichen Gründen ein Zweckbau dennoch hinkommen muss, ist dieser als Zweckbau und nicht als Pseudo-Monument zu gestalten. Den Respekt vor diesem elementaren Gesetz der baulichen Sauberkeit suchte ich und nicht, wie mir *W. Steinebrunner* vorwirft, «in simpel verstandenem Funktionalismus nur Beziehungen zwischen einem Hotelzimmer und dessen Ausdruck in der Fassade». Gerade an einem exponierten Ort kann man nicht genug auf eine saubere Baugesinnung achten, wobei das Hotel «Storchen» als Mahnung nicht ignoriert werden dürfte.

Alle Sprüche über die «unendliche Vielfalt der äusseren Struktur, der die Einheit der inneren, künstlerischen Struktur gegenübersteht» (*Steinebrunner*), ändern nichts an der Tatsache, dass der Standort des Samen-Müller-Gebäudes in der Zürcher Altstadt der letzte Platz ist, bei welchem Schein als Sein hingenommen werden kann. Wenn *W. Steinebrunner* schreibt, dass «die erstprämiierten Projekte des Wettbewerbes Samen-Mausier diese Probe an einer Stelle gewagt und bestanden haben, die ihr alter anspruchsvoller Massstab noch besitzt» und daher «sie um so wertvoller macht», ist dies eine leere Behauptung. Es ist vielmehr so, dass die durchaus nicht qualitätslosen prämierten Projekte die hauptsächlichste davon dennoch vermissen lassen, nämlich die überzeugende Einfügung in das Ortsbild. Eine solche lässt sich aber nicht mit Schlagwörtern und Rezepten, sondern

nur durch ein tieferes Eingehen in alle Eigenheiten einer Situation erreichen. Dies will gar keinen Verzicht auf eine persönliche Architektur bedeuten und es ist mir nie in den Sinn gekommen, «den bedeutendsten Brückenkopf des alten Zürich mit taktvoll gebänderter («Bollerei» – «Seehof») oder getupfter («Modissa») Architektur zu bestücken». Diese Beispiele dienen mir nur als Vergleichsbasis, um die mich störenden Formalismen der prämierten Entwürfe deutlicher zu machen.

Dass mir derartige unterschoben wird, reimt sich mit den schönen Bemerkungen, dass ich «die Situation nicht verstanden habe», dass «ich nicht gemerkt habe, wo es sich um einen Umbau handelt», und dass ich mich «in simpel verstandenem Funktionalismus» geistig bewege. Ob mit solchen billigen Diskreditierungsversuchen für die eigenen Thesen überzeugend gewonnen wird, möge dahingestellt bleiben. Ein Lichtblick hinsichtlich Diskussion sind sie jedenfalls nicht.

Robert R. Barro

Und was dazu noch zu sagen ist

Es war nicht zuletzt unsere Absicht, durch einige kritische Betrachtungen zum Projektwettbewerb für einen Neubau der Liegenschaft «Samen-Mausier» an der Wühre in Zürich (SBZ 1964, H. 9, S. 146) die Diskussion wach zu halten darüber, wie in der Altstadt gebaut werden soll – und wie dies die Veranstalter des Wettbewerbes ebenfalls im Auge hatten.

Dies ist nun in allerdings zeitlich langem Abstand durch die Entgegnung von *Walter Steinebrunner* geschehen. Wenn es den Leser auch ein gewisses – in den hochsommerlichen Tagen besonders anerkanntes – Bemühen kostet, sich die Zusammenhänge des Ende Februar publizierten Wettbewerbes nochmals zu vergegenwärtigen, so ist damit möglicherweise auch an «innerem» Abstand gewonnen, der die Dinge noch etwas wesentlicher, gesamthafter beschauen lässt. Derart besehen, scheint die Entgegnung Steinebrunners unseres Erachtens neben Richtigem und Beherzigenswertem auch überspitzt formuliertes zu enthalten, jedenfalls ein Beitrag zu sein, der die Auffassung der jüngeren Generation der Altstadterneuerer klarer verdeutlicht, als dies – bezogen auf das Grundsätzliche – das Wettbewerbsergebnis vermochte. Einen Ansatzpunkt zur weiteren Klärung des Beabsichtigten – und dieses sollte keinesfalls einzig im Ermessen einiger weniger liegen – bildet vielleicht das Gebot «*im Quellgebiet die Kontinuität zwischen gestern und morgen zu bewahren*» (Steinebrunner). Darin sind sich doch wohl alle einig, welche sich mit Erneuerungsfragen im Altstadttraum befassen, und die Sonde ist wohl dort anzusetzen, wo es sich um das «*wie*», die Wahl der Mittel handelt. Einig ist man sich wohl auch darüber, dass es gilt – um mit Steinebrunner zu reden – sich

«von den modischen Manierismen des Architekturbetriebs zu lösen». Hier aber beginnt auch schon der problematische Bereich der architektonischen Formsprache. «Künstlerische Architektur» zu betreiben, vermeinte seinerzeit ohne Zweifel auch Professor Gustav Gull, als er beispielsweise die Um- und Neubebauung des Waisenhausareals und das Stadthaus plante. Gewiss, Steinebrunner meint es anders, er denkt an die «besten, ungezähmten (!) Mittel moderner Architektur», um den «Rhythmus von Bauplastik und Wasser im Flussraum unserer Stadt» in seiner ursprünglichen Spannung wiederherzustellen. Damit aber wird das Bauen im Altstadtbereich zur Manifestation heutiger, d. h. zeitlich gebundener Architektur, und es bedeutet ein grosses *Wagnis*, die an sich wünschbare Kontinuität vorwiegend auf die nicht gültig vorhandene und bestenfalls nur über Jahrzehnte hinweg in Teilstücken zu verwirklichende Konzeption abzustützen, um dermassen den gewachsenen Stadtorganismus zu wahren, während man sich der «bestehenden Architektur mit neuen Bauten geistig gewachsen» zeigen will. Ob diese ihrerseits als Repräsentanten einer «echten Blutauffüllung» möglicherweise einmal ebenso das Gepräge ihrer Entstehungszeit zur Schau tragen, so, wie dies heute die vielfach kritisierten baulichen Zeugen vergangener Tage tun? Angesichts dieser kühnen Auffassung, welche an jene Selbstsicherheit gemahnt, der man auch die teilweise vollzogene Zerstörung der «grossen vier städtebaulichen Visionen Zürichs» zum Vorwurf machen könnte, wird man es aber auch eher verstehen und zu würdigen wissen, dass eine «dezent» Neugestaltung der mittelalterlichen Stadt – die keineswegs mit einer wohl endgültig überholten «musealen Erhaltung» zu verwechseln ist! – das mindestens gleichberechtigte Anliegen jener bedeutet, die, aus praktischer Erfahrung schöpfend, den Weg der traditionellen Evolution verfolgen. Dieser ist zwar weniger spektakulär und verlangt das mühsame, subtile Studium der Aufgabe im Gesamten wie im Einzelnen, um der «unendlichen Vielfalt der äusseren Struktur, der die Einheit der inneren, künstlerischen Struktur gegenübersteht», mit den Mitteln heutigen Gestaltens zu antworten. Dies kann nach unserer Meinung jedoch weniger durch das Instrument des zeitlich befristeten, finanziell begrenzten und zu Modeströmungen oder Extremösungen eher verführenden *Wettbewerbes* geschehen (man denke auch an den fragwürdigen Wettbewerb der Überbauung des Klosterhofes in St. Gallen!), als durch Einzel- oder Gruppenarbeit.

Dass jedenfalls die architektonische Regeneration in der Altstadt ein Problem bedeutet, das keine Experimente verträgt, dessen Lösung vielmehr *von höchst verantwortlicher Tragweite ist*, haben der Wettbewerb «Samen-Mausier» und die sich daraus ergebenden Betrachtungen (einschliesslich derjenigen Steinebrunners) offenbar gemacht.

Gaudenz Risch

Neuordnung der schweizerischen Geometerausbildung

DK 526.9.007:37

Von **H. Härry**, dipl. Ing., Dr. h. c., Bern

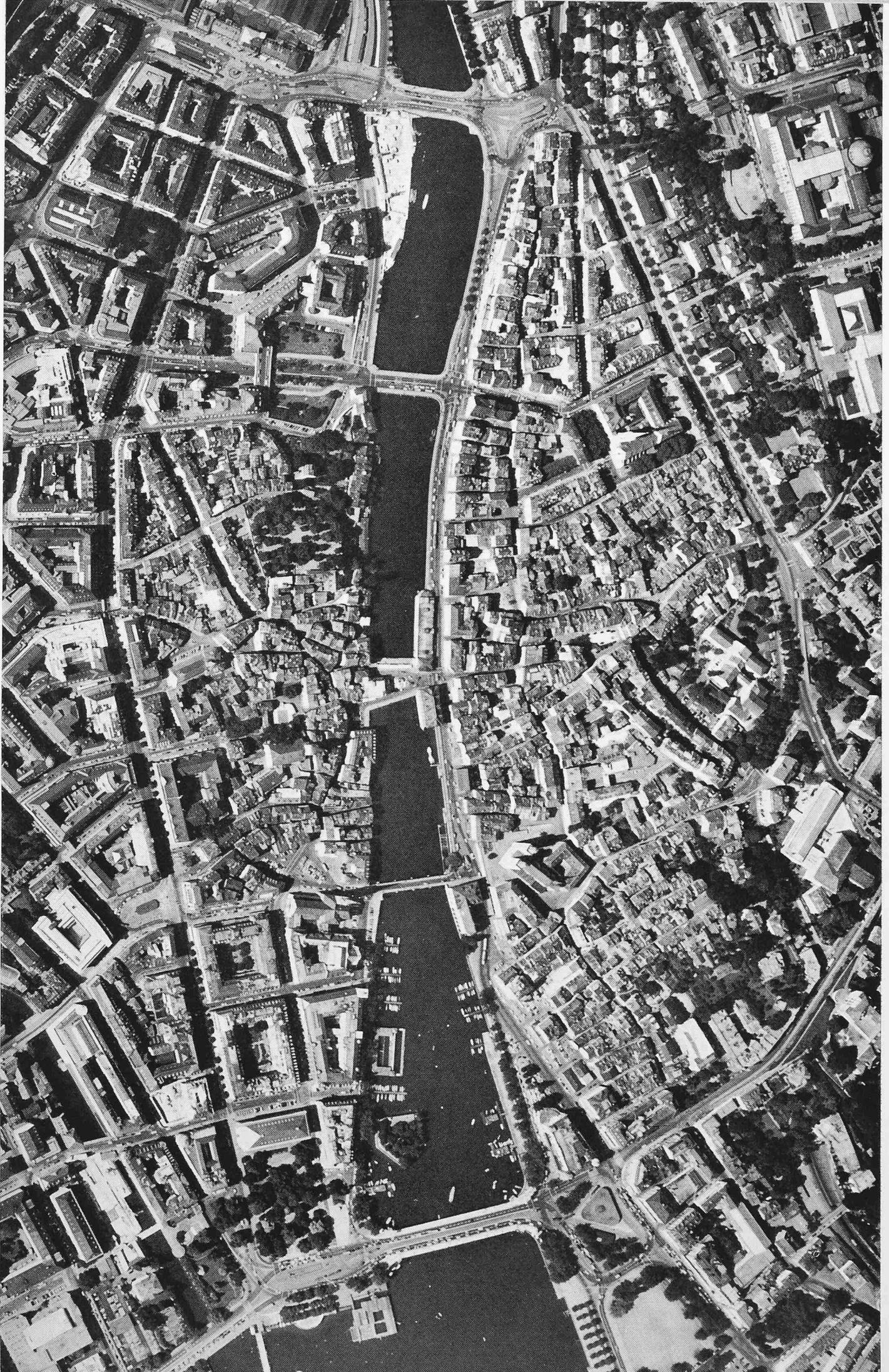
Der Bundesrat hat am 5. Juli 1963 ein neues «Reglement über die Erteilung des eidgenössischen Patentbesitzes für Ingenieur-Geometer» erlassen und damit eine mehrjährige Periode der Reformbestrebungen und der Zerfahrenheit in den Ansichten unter den interessierten Kreisen zum Abschluss gebracht. Der Erlass entstand aus der Notwendigkeit der Nachwuchsförderung. Die Neuordnung hat nicht nur die dem Verwaltungs- und Vermessungsrecht unterstehende Lehrpraxis der Patentkandidaten geändert, sondern auch Änderungen in die nahestehenden Studienpläne der Eidgenössischen Technischen Hochschule und der Ecole Polytechnique de l'Université de Lausanne getragen. Eine Verständigung der Verwaltungsbehörden mit den Behörden der beiden Hochschulen, die eine Schulung der Geometer übernommen und eingerichtet haben, ferner mit den zuständigen Vermessungsaufsichtsstellen und beruflichen Organisationen war Voraussetzung für eine Neuordnung. Die Verwaltung, die Hochschulen und die beruflichen Vereinigungen haben jede ihre arbeitsbezogenen Lebensprobleme und einander gegenseitig nichts zu befehlen. Sie können nur ersucht werden, das Gemeinwohl zu sehen und zur Vereinigung ihrer grundsätzlich selbständigen Möglichkeiten zum Besten Hand zu bieten. Das Beste ist jeweils ein Kompromiss, der die Beteiligten einlädt, Missliebigeres zu übersehen, am Gutbefundenen anzuknüpfen und zum Erfolg mitzuarbeiten.

Wenn hier aus einer Sorge der Erhaltung die Bedürfnisse der amtlichen Grundbuchvermessung in den Vordergrund gestellt sind, so soll damit in keiner Weise die Bedeutung anderer Äusserungen der

Geometer-, Kultur- und Vermessungsingenieurberufe, insbesondere des Meliorationswesens, verkannt werden.

Besonderheiten des Geometerberufes

Ein Hinweis dürfte nützlich sein, wieso im Lande der Freiheit die Verwaltung bei der Festsetzung der Ausbildungsvorschriften zu einem technischen Beruf der Hochschulstufe, der allerdings auch wesentliche immobilienrechtliche Züge trägt, mitzureden hat. Im Zentrum der Berufstätigkeit des Geometers steht die Schweizerische Grundbuchvermessung. Die Grundbuchvermessung liefert im wesentlichen neben vielen andern Diensten an der Wirtschaft und Technik des Landes die vermessungstechnisch-kartographischen Grundstücksbeschreibungen als Grundlagen für die Anlage und Führung des Grundbuches. Wer sich in das geltende Grundbuch- und Vermessungsrecht vertieft, erkennt, dass der Geometer mit vermessungstechnischen Operationen rechtlich relevante Tatsachen oder Willenserklärungen feststellt und damit öffentliche Urkunden erstellt. Während in fast allen Rechtsstaaten diese Funktionen von Staatsbeamten ausgeübt werden, ist es in unserem Lande aus Tradition entstandene Regel, dass weitgehend freierwerbende Geometer unter der Aufsicht kantonaler Vermessungsämter vermessungstechnische öffentliche Urkunden ausstellen. Nur Städte und grössere Gemeinden mit städtischen Baugebieten halten Vermessungsämter, deren Beamte die Rechtskatasterfunktionen verrichten. Auch der freierwerbende Geometer ist in der Grundbuchvermessung staatlicher Treuhänder. Dies erklärt, warum der Geometer

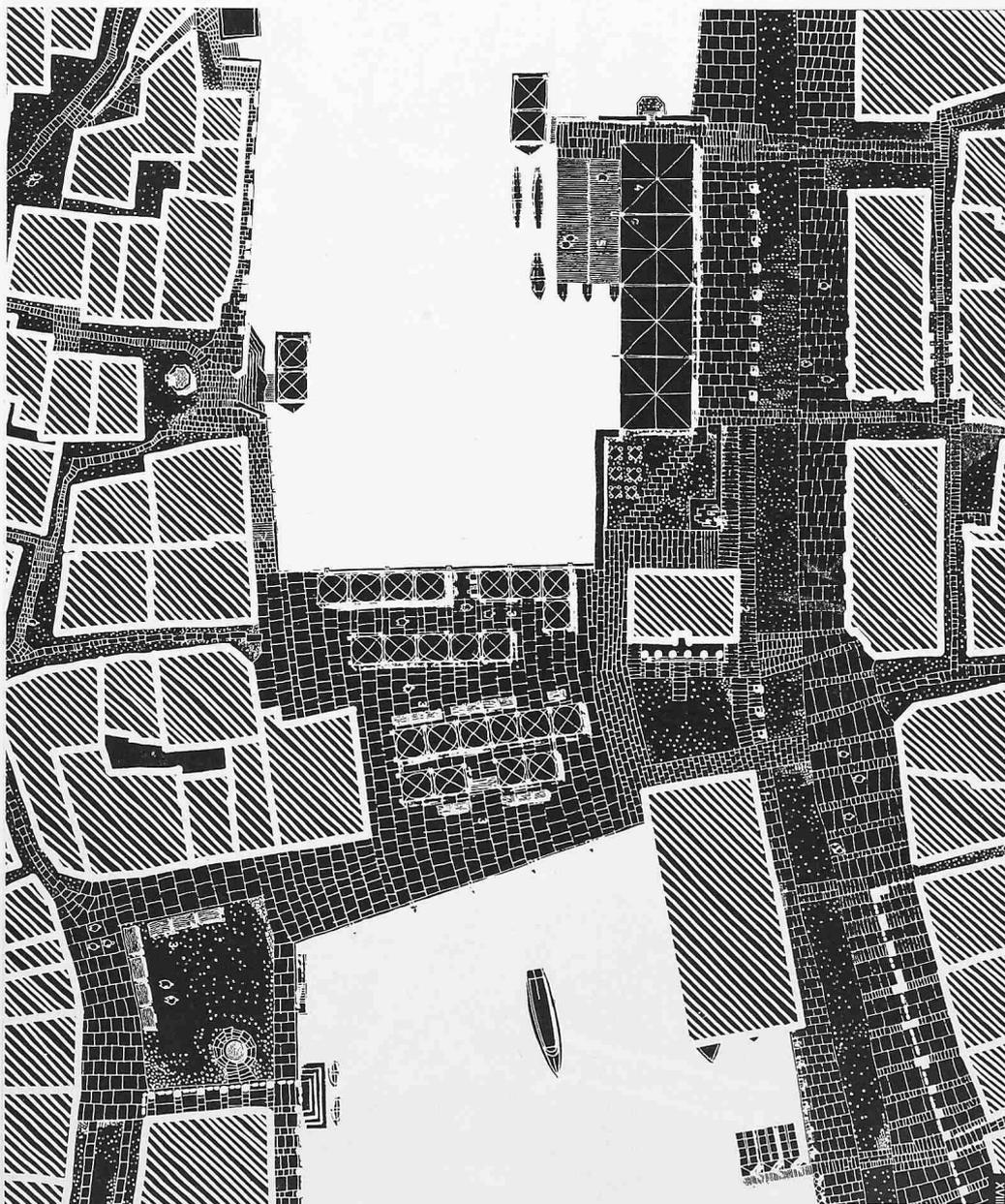


Der Wettbewerb «Samen-Mausen» eine Enttäuschung?

Die Planungsgruppe Limmatraum, der die Architekten Benedikt Huber, Wolfgang Behles, Rolf Keller, Lorenz Moser und Manuel Pauli angehören, stellte uns die beiden auf den Tafeln 30 und 31 wiedergegebenen Bilder zur Verfügung samt folgenden Erläuterungen:

Zu Tafel 30 (umstehend; Photo Swissair): Ein kurzes Stück des Limmatraums, zu dem auch die Gemüsebrücke gehört, erinnert uns noch heute daran, wie wechselvoll und überraschungsreich das Spiel zwischen Stein und Wasser an diesem Fluss einst gewesen ist. Der Wettbewerb «Samen-Mausen» hat gezeigt, dass die heutige Architektur Mittel besitzt, dieser Idee vom Bellevue bis zum Bahnhof wieder Leben und Wirklichkeit zu geben.

Zu Tafel 31: Der älteste Brückenkopf Zürichs als Zentrum einer Erholungszone, die den architektonisch reichsten Teil unserer Stadt dem Fussgänger allein zuerkennt. Das ästhetische Erlebnis der organischen Stadt verbindet sich zwanglos mit den praktischen Ideen zur Gestaltung der Mittagspause: Läden, Restaurants, daneben Stufen zum Wasser, Treppen, die den Genuss der Stadtlandschaft in Ruhe möglich machen. Masstab 1:1000



Tafel 31 (zu Seite 591)